

10]

(Nachdruck verboten.)

Im Kampf für Rußlands Freiheit.

Die Arbeit in der Agentur war nicht anstrengend, aber ich beschloß doch, mir nach dem Beispiel meines Vorgängers einen Sekretär zu halten, denn das würde meine spätere eigentliche Arbeit erleichtern.

Ich schrieb an meine Bekannten nach Moskau und bat, sie möchten mir einen tüchtigen Menschen als Sekretär schicken. Selbstverständlich sollte er zur Partei gehören, aber er müßte auch mit kaufmännischen Dingen vertraut sein.

Es waren, glaube ich, zehn Tage vergangen, als ich plötzlich ein Telegramm erhielt: „Komme heute Abend. Petroff.“ Das war mir unverständlich, ich fuhr aber doch zur Station, obwohl ich ja gar nicht wußte, wie ich den Herrn Petroff erkennen sollte. Der Zug war schon längst fort, alle Passagiere waren verschwunden, nur im Wartesaal der ersten Klasse saßen zwei Herren, und ein dritter trank etwas am Büfett. Ich ging ein paarmal durch den Wartesaal, bis sich schließlich der Herr am Büfett umwandte, auf mich zutrat und fragte:

„Sind Sie Herr Michailoff?“

„Ja, das bin ich.“

„Mein Name ist Petroff. Ich habe hier ein Empfehlungsschreiben an Sie. Dmitrieff hat Ihnen doch geschrieben, daß er den gewünschten Buchhalter in Moskau gefunden habe? Ich bin es.“

Das war eigentümlich, ich hatte keinen Brief erhalten und war im ersten Moment sehr zurückhaltend. Man darf nicht vergessen, daß Briefe oft in die Hände der Gendarmen kommen, und die konnten aus meinem Brief, obwohl er sehr vorsichtig und für einen Uneingeweihten unklar gehalten war, doch etwas herausgeschmüffelt haben und mir womöglich einen gefährlichen Spion auf den Hals senden.

Zu Hause angekommen, las ich das Empfehlungsschreiben, war aber noch immer im Zweifel, denn ein Empfehlungsschreiben ließ sich schließlich auch fälschen. Ich unterwarf daher Herrn Petroff einem eindringlichen Examen; er bestand es aber sehr gut, und mein anfängliches Mißtrauen verschwand.

Erst nach ein paar Tagen klärte sich der Sachverhalt auf. Dmitrieff hatte nämlich den Brief, auch aus Vorsicht, erst nach Tula gefandt, von dort wurde er durch einen Bekannten nach Charkoff geschickt, und von Charkoff gelangte er durch eine dritte Person in meine Hände, aber erst nach Petroffs Ankunft.

Ich lebte mich sehr schnell mit ihm ein. Er wußte, daß ich unter fremdem Namen lebe, und fand es ausgezeichnet, daß ich, um jeden Verdacht von mir abzulenken, eine Versicherungsagentur übernommen hätte. Die Bekanntschaft mit den Behörden des Fabrikortes, also dem Polizeipräsidenten, dem Popen und dem Postmeister, hatte ich schon früher gemacht, und es hatte sich ein geselliger Verkehr mit ihnen entwickelt. Ich arbeitete mit Petroff an meinen Versicherungen, d. h. ich prolongierte, erneuerte oder schloß neue Versicherungen ab. Petroff war bei mir Buchhalter und Architekt, wie er sich auch unter den Zeichnungen unterschreiben mußte.

So waren ein paar Wochen in reger Tätigkeit vergangen; da meinte Petroff, als wir uns eines Abends über theoretische Fragen und politische Pläne unterhielten, es wäre gut, wenn wir mit dem Komitee, das in der benachbarten Stadt arbeitete, in Verbindung träten. Erstens würden wir dadurch mehr Fühlung mit den Arbeitern erhalten — wahrscheinlich waren unter den fünf- oder sechstausend Menschen, die in der Fabrik tätig waren, doch einige, die zur Partei gehörten —, außerdem könnten wir aber auch dem Komitee sehr nützlich sein, indem wir hier eine Niederlage von Geheimschriften, späterhin vielleicht sogar eine Druckerei errichteten.

Unser Haus lag abseits vom Wege, ganz einsam auf einem kleinen Hügel; ungesähr vier- oder fünfhundert Schritt davon lag eine Windmühle, die außer Gebrauch gesetzt war; sie war schon halb verfallen. Auf der anderen Seite, ungesähr in derselben Entfernung, lagen die Verwaltungsgebäude der großen Mühle. Das waren unsere einzigen Nachbarn. Von dem Fabrikdors Petrowa waren wir ungesähr zwei Kilometer entfernt, und hinter unserem Hause

lag, vielleicht einen Kilometer entfernt, eine kleine Ansiedelung. Die Dertlichkeit war also für eine Niederlage oder geheime Druckerei vorzüglich geeignet. Nur der Umstand war unbequem, daß ringsum weder ein Wald noch ein Garten war: man konnte also jeden, der ins Haus herein oder hinaus ging, wie überhaupt jede Bewegung außerhalb des Hauses beobachten. Aber auch das war schließlich gegenstandslos, denn ich hatte mir durch den Verkehr mit dem Polizeipräsidenten und dem Postmeister und anderen angesehenen Leuten des Ortes eine gesellschaftliche Stellung geschaffen, die mich gegen jeden Verdacht schützte.

Ich war oft, auch nachdem Petroff erschienen war, entweder allein oder mit ihm zu Besuch bei diesem oder jenem, wir luden sie auch zu uns ein oder trafen uns an drittem Ort. Erst hier erkannte ich, wie gut es war, daß ich ziemlich viel vertragen konnte. Es wurde bei diesen Gelegenheiten zuerst ein wenig geklatscht, dann aß man gut zu Abend, und endlich trank man, und zwar recht viel. Ab und zu wurde auch ein Spielchen arrangiert, während die Nichtspielenden den Damen den Hof machten. In ganz kurzer Zeit hatten wir beide das Renommee guter Kameraden, oder mit anderen Worten: Saufkumpane.

Meine Versicherungsgeschäfte brachten mich mit allerlei Menschen, Arbeitern, Kaufleuten, Bauern und kleinen Beamten in Berührung. So lernte ich auch einen Kaufmann Davidoff kennen. Er hatte eine große Handlung, und wir bezogen von ihm alles, was wir fürs Haus an Ewaren und dergleichen brauchten. Ich stand mit ihm in näheren geschäftlichen Beziehungen, denn er war mein Subagent.

Es war gerade eine Lieferung von Eisenbahnschienen für die kleine Eisenbahnstrecke der Fabrik ausgeschrieben, und Davidoff hatte große Lust diese Lieferung zu übernehmen, aber es fehlte ihm an Geld, und er bot mir an, sein Kompagnon zu werden. Da es sich um eine unbedeutende Anzahlung handelte, ging ich auf seinen Vorschlag ein, mit dem geheimen Gedanken, mir durch dieses Geschäft einen Namen als tüchtiger Kaufmann zu machen. Ich hatte ja nicht viel dabei zu tun, denn die ganze Sache leitete Davidoff.

Dies alles ließ keinen Verdacht weder gegen mich noch gegen Petroff aufkommen, und so konnten wir getrost die Verbindung mit dem Komitee in der Stadt anknüpfen, denn es würde nicht auffällig sein, wenn viele Leute mich aufsuchten und bei mir auch übernachteten.

Als wir einmal beide nach der Gouvernementsstadt reisten, trafen wir im Eisenbahncoups mit dem Polizeipräsidenten zusammen.

„Ah, Sie fahren auch in die Stadt?“

„Ja, wir haben einige Geschäfte zu erledigen.“

„Das trifft sich ja gut! Wir könnten uns am Abend treffen und uns amüsieren.“

Das paßte uns nun allerdings nicht ganz, denn die einzige bequeme Zeit, zu der wir mit den Mitgliedern des Komitees zusammenkommen konnten, war gerade der Abend. Wir durften aber keine Liebenswürdigkeit nicht ablehnen. Deshalb wurde beschlossen, daß Petroff die Leute aufsuchen, ich dagegen den Abend mit dem Polizeibeamten verbringen und ihm erklären sollte, Petroff sei zu einem Bekannten oder Verwandten gefahren. Der Abend kam, und ich setzte mich mit dem Polizeibeamten in ein Restaurant. Es fanden sich noch ein paar Bekannte des Pristaw ein, und alles ging so wie es gehen mußte — die Leute waren bald betrunken. Mir gelang es loszukommen, und ich holte Petroff ab. Dieser hatte seine Sache gut gemacht; die Mitglieder des Komitees waren sehr dankbar, eine so günstige Verbindung anknüpfen zu können, und schon in den nächsten Tagen empfingen wir den Besuch einiger Revolutionäre.

Wir führten nun ein reges Leben. Am Tage gingen wir unseren Geschäften nach, am Abend wurden lange Unterredungen mit den Arbeitern geführt. Sehr oft kam der eine oder der andere Revolutionär allein oder in Begleitung seiner Kameraden aus der Stadt zu uns heraus; dann wurden entweder bei uns im Hause oder an irgend einer geeigneten Stelle im Fabrikdorf Beratungen abgehalten, wie man der Unzufriedenheit und den gerechten Forderungen der Arbeiter am besten Ausdruck geben könne.

Das Unternehmen war ein großes Hüttenwerk, verbunden mit einer Maschinenfabrik. Die Lohnverhältnisse waren sehr schlecht, im allgemeinen war der Arbeitstag 13 Stunden, bei den Schmelzöfen mußten die Arbeiter sogar in der glühendsten Hitze 12 Stunden aushalten. Die Verwaltung war auch ziemlich nachlässig hinsichtlich ärztlicher Hilfe, was sich besonders in der letzten Zeit fühlbar machte, wo zahlreiche Unglücksfälle vorgekommen waren. Die Ingenieure und die Meister waren oft grob und roh gegen die Arbeiter, und als es sich ereignete, daß ein Ingenieur einen Arbeiter zu Boden warf und mit dem Stiefel in das Gesicht schlug, da riß die Geduld, und der erste Streik brach in Petrowa aus. Die Forderungen der Arbeiter bestanden aus folgenden Hauptpunkten: eine geringe Erhöhung des Tagelohns; achtsündige Arbeitszeit bei den Schmelzöfen; Verbesserung des Krankenhauses und der ärztlichen Hilfe; Entfernung des erwähnten Ingenieurs.

Unsere Wohnung wurde zu einer großen Druckerei eingerichtet. Mehrere Personen hatten nach sorgfältiger Redaktion einen Aufruf abgefaßt, der in mehreren tausend Exemplaren gedruckt werden sollte. Die Schrift und eine kleine Handpresse waren herbeigeschafft worden, das nötige Papier ebenfalls, und nun ging die Arbeit los. Am Tage wurde nur eine Unterbrechung gemacht, so lange das Mädchen oder der Hausknecht im Hause waren. Sonst wurde Tag und Nacht gedruckt. Wir waren ungefähr sieben bis acht Mann und lösten uns in Tag- und Nachtschichten ab. Dann wurden die fertigestellten Proklamationen nach dem Fabrikdorf geschafft und dort unter die Arbeiterschaft verteilt.

Am nächsten Tage fuhr ich mit Petroff hinüber, um zu sehen, wie die Sache gelungen sei. In dem Dorfe herrschte große Beistürzung. An Häusern, wo sonst Plakate über Theatervorstellungen oder andere Bekanntmachungen hingen, waren unsere Proklamationen angeklebt.

(Fortsetzung folgt.)

Norwegens neueste Literatur.

Von Olaf Fringen.

Während Europa sich Henrik Ibsens Dichtung aneignet und zunahme macht, wird es für die nachfolgende Dichtergeneration in seinem Heimatland von entscheidender Bedeutung, daß sie sich von seinem dominierenden Einfluß befreit und ihre eigenen Wege wandelt. Da ist es gut, daß neben Ibsen auch andere standen, die ihm jedenfalls bis an die Schulter reichten und daß, während Ibsen für Europa schrieb, die Jugend in dem heimlich tiefen Grübergeist Arne Garborg einen Bannerträger erhielt, der mehr als irgend ein anderer der jungen Literatur Hoffnung gab.

Der engherzige Nationalismus ist sowohl in der Landsprachen-Literatur wie bei denen, die in der Reichsprache schreiben, auf die Talentlosigkeit und Untauglichkeit angewiesen und darum kaum bemerkbar. Die jungen Dichter ziehen es vielmehr vor, die Geißel der Satire über ihres Volkes Lächerlichkeiten zu schwingen, statt dem Nationalgefühl zu schmeicheln. Das schließt nicht aus, daß sie sowohl Vaterlandsliebe wie die Erkenntnis besitzen, daß sie vor allem dem Volke angehören, dessen Sprache sie schreiben und dessen Charaktere sie schildern.

Als ein hervorragender Meister der Satire ist der produktive Hans Kink zu nennen, dessen ganze Tätigkeit ein einzig dastehender Protest gegen des jungen Björnsons Bauernverherrlichung war. Es kann nicht geleugnet werden, daß bei Kink der Bauer etwas wie eine Karikatur geworden ist, aber in den zehn bis zwölf Büchern, die er geschrieben hat, kann der Bauer auch alle seine Lächerlichkeiten und Eigentümlichkeiten, alle seine Untugenden wie in einem reinen Spiegel erblicken. Kink macht die Nationalvergötterung in ihrer tiefsten Wurzel lächerlich.

Mit mehr Verständnis, viel feiner und mit größerer Liebe zum Bauernleben hat Hans Aanrud, der selbst in einem der größten Bauernbezirke geboren ist, die Bauern geschildert, sowohl mit ihren Mängeln wie mit ihren Vorzügen. In ein paar ganz vortrefflichen Komödien, „Storken“ („Der Storch“) und zwei Fortsetzungen davon hat er die Mittelstandsleute der Städte lebendig gezeichnet. „Der Storch“ ist eine der besten Komödien der norwegischen Literatur und hat sich von den privaten Theatervorstellungen der Arbeiter schließlich den Weg gebahnt zu unserem Nationaltheater und hier außerordentlichen Erfolg errungen.

Die Brüder Thomas und Wilhelm Trag waren beide kraftvolle Talente, aber in ihrer späteren Produktion haben sie sich

„Landsprache“ — „Landsmaal“ ist die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von Jvar Aasen aus den Volksdialekten geschaffene norwegische Sprache, die auch „Norwegisch-norwegisch“ genannt wird im Gegensatz zum Dänisch-norwegischen, der Reichsprache.

einer platten Verherrlichung der Speisbürgerlichkeit zugewandt. Knut Hamsun steht, als das allseitige Original, das er ist, fortwährend da als der starke Geist des Widerpruchs in unserer Literatur. Er geht seine eigenen Wege und sucht bei keinem Par. Gunnar Heiberg bemüht sich um die Nachfolgerschaft Ibsens in der Dramatik, seinem einzigen Feld, hat aber auf der Nationalbühne mit seinen Komödien eine Niederlage nach der anderen erlitten. Seine große Verhöhnung des Nationalgefühls oder richtiger der leeren nationalistischen Prahlerei in der Komödie „Folkeraadet“ („Der Volksrat“) war genial, aber allzu großtönig, um durchschlagend zu wirken.

Bescheiden, idyllisch, aber mit großer Farbenpracht schildern die Landsprachen-Schriftsteller Jans Tvedt und Kasimus Löland das Bauernleben. Sie untergraben sowohl die Religiosität wie die Vorurteile, besonders Löland, während Tvedt rücksichtslos realistisch auch das freie Liebesleben des Landvolkes schildert. Sie werden im ganzen Lande viel gelesen von der jungen Generation. Löland redigiert auch ein Blatt für Kinder, das ganz frei ist von „Gottes Wort“.

Peter Egge ist ein vortrefflicher Schilderer des Volkslebens und hat die Menschen seiner engeren Heimat gezeichnet, wie sie gehen und stehen. Er hat vieles gemeinsam mit einem Vertreter der deutschen Literatur, mit Peter Rosenger. Egge hat auch eine Reihe gelungener Komödien geschrieben. Sein letztes Buch ist eine Handwerker-Idylle, wie sie sich in der Wirklichkeit vielleicht in einer kleinen norwegischen Stadt noch jetzt abspielen kann, aber leider wohl sonst überall der fernen Vergangenheit angehört.

Per Sible ist einer der größten Lyriker in der norwegischen Literatur. Er schrieb sowohl in der Landsprache wie in der Reichsprache und ist der am meisten begeisterte Vaterlandsfreund, der die norwegische Natur besungen hat. Er starb vor ein paar Jahren freiwillig, nachdem er ein unglückliches Leben, teilweise in Not und Entbehrung, gelebt hatte. Seine zwei Erzählungen „Bare en hund“ („Nur ein Hund“) und „En tresilling“ („Ein Dreier“) sowie die Arbeiterschilderung „Streit“ gehören zu den Perlen der Weltliteratur. Einige seiner Lieder und Gedichte sind stürmisch-revolutionär. Da er ein Jahr vor seinem Tode seine jährliche Staatsunterstützung eingebüßt hatte, nachdem er längere Zeit unproduktiv gewesen war, schrieb er seinen „Abschied von Norwegen“, der rührend tragisch ist.

Zwei von Jonas Lies Söhnen gehören dem schriftstellernden Norwegen an. Mons Lie hat schon eine ganze Reihe Bücher geschrieben, die alle knorrige, unebene, phantastische Produkte sind, die von hoher dichterischer Begabung zeugen, aber in ihrem ganzen Aufbau Kaviar für die Masse bedeuten. Erik Lie schildert trocken und realistisch modernes Geschäftsleben. In derselben Reihe mit diesen beiden kann Alexander Kiellands Sohn, Jens Betkly Kielland genannt werden. Nils Collet Vogt, der einem sehr aristokratischen Geschlechte im Lande angehört, ist fast ausschließlich Lyriker. Er debutierte schon in den achtziger Jahren als einer der rottesten Revolutionäre. Sein Arbeiterlied „Den er vor denne jord“ („Sie ist unser diese Erde“) wird nun in Arbeiterversammlungen allgemein gesungen. Es ist das beste Arbeiterlied in der norwegischen Literatur. Traurig ist es, daß die großen Komponisten seine revolutionären Lieder systematisch unbeachtet ließen, während sie zu den weniger bedeutenden Liebesliedern Melodien schufen. Seine Romane und Schauspiele sind nicht so sehr bedeutend.

Johan Bojer ist aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen, aber seine Entwicklung vollzog sich in konserverhafter Richtung. Er hat große Romane geschrieben, die eigentlich nur politische Broschüren sind; aber er hat auch, besonders in seinen ersten Arbeiten, wie dem kleinen einaktigen Schauspiel „En moder“ („Eine Mutter“) und dem Roman „Helga“, sowie in seinen zwei bis drei letzten Büchern, namentlich in „Troens magt“ („Glaubensmacht“) gezeigt, daß er gediegene Kunst zu liefern vermag. Daß sein Schauspiel „Theodora“ bewundert wurde, ist gewiß nur einer Geille von Dr. Georg Brandes zu verdanken.

Anders Stillof ist Redakteur von Staatsminister Michelsens Zeitung in Bergen. Er hat zwei Schauspiele geschrieben: „Sagfører Helmanns“ („Rechtsanwalt Helmanns“) und „Strid“ („Kampf“). Das erste ist eine ergreifende dramatische Episode aus der wirtschaftlichen Jobberei der neunziger Jahre und das andere schildert den Kampf zwischen Kapital und Arbeit und ist verwandt mit Hauptmanns „Webern“. Beide Schauspiele hatten Erfolg bei den Aufführungen in Kristiania und Bergen. Seitdem er Redakteur wurde, hat er als Dichter geschwiegen.

Anders Haulland ist Norwegens Gorki. Er schrieb sein erstes Buch, während er als Tauschhändler und Vagabund herumstreifte. Seine Mutter ist ein armes Dienstmädchen aus Nordland, sein Vater unbekannt. In einer Reihe Erzählungen schildert er sein eigenes Leben als Vagabund und Arbeiter, in seinen letzten zwei Büchern gibt er Natur schilderungen von Nordland, die unübertroffen dastehen. Als Menschenschilderer ist er schwächer.

Von schriftstellernden Damen, von denen die norwegische Literatur eine Menge hat, gehört Amalie Stram der älteren Generation an und von der jüngeren verdient eigentlich nur Silda Garborg genannt zu werden. Ihre Produktion ist etwas ungleich, hat aber viele Perlen aufzuweisen. So das unübertroffene kleine Schauspiel „Nationell fjøstet“ („Nationell-

Viehucht"), das Bauern verhöhnt, die städtische Bildung nachzuffassen versuchen. Ditten Zwilgmeyer schreibt niedliche Kinderbücher, worin sie besonders die Badische aufs Korn nimmt. Anna Münch ist eine Art Erbin Amalie Strams in ihrer realistischen Menschenschildering.

Von dem allerneuesten Dichtergeschlecht ist Sigurd Mathiesen zu nennen. Er liebt das Mythische und Bizarre und ist in vieler Hinsicht ein Schüler des Dänen Johannes V. Jensen, besitzt aber doch eine trotzige Originalität, die ihm einen die Hindernisse durchbrechenden Sieg verschaffen wird.

Unter den Debütanten des Jahres 1908 war einer, der wohl verdiente Aufmerksamkeit weckte. Es war der Lappe Matti Aikio, der fernher, oben von der russischen Grenze aus Finnmarken, kam und erst nachdem er erwachsen war, norwegisch gelernt hatte. Er ist der erste bekannte lappische Dichter und kommt mit mündigen Mannes Rede. Er gehört einem Volk an, das keine bleibende Wohnstätte kennt, und dieses Volk schildert er als sein eigenes. Wir sehen hier dessen Berührung mit der Kultur und deren Wirkung auf die verschiedenen Charaktere. Es sind Bilder großen Stils unter dem Spiels der Nordlichter auf den ewigen Schneefeldern. Aikio ist auch Bildhauer und wird zum ersten Male im kommenden Herbst auf der staatlichen Kunstausstellung vertreten sein.

Kleines feuilleton.

Auf der „Heiligkeit“. Die Herberge zur Heimal in D. ist heut gut besucht. In allen Altersstufen sitzen und hocken sie an den Tischen und stehen um den glühenden Ofen. Auf der schmierigen Tischplatte, die von Speiseüberresten klebt, liegen total zerkaute Reste der „Woche“ und des „Dahems“ umher. Manch einer von den Graubärten wühlt unter den Papierfetzen und holt in der Langeweile eines der kleinen Bücher hervor, die von dem Wirt ganz verdeckt sind. Aber enttäuscht werden sie wieder weggelegt; Palmblätter — für die Jugend. Hier und da verweilt sich ein Jüngling mit einem dreimal älteren Partner die Zeit mit Damenspiel. Faule Witze, Zank und schrilles Lachen vereinigt sich zu einem Lärm, der beinahe ebenso unüberwindlich ist, wie der fürchtbare Geruch, der den düster erleuchteten Raum erfüllt. Die Schlafmarken sind gelöst und jeder macht sich so bequem wie möglich. Da pöcht der Bijebos mit der Faust auf das blechbelegte Büfett, setzt einen weißgedeckten Tisch in die Mitte des Zimmers und stellt sich an die Tür. Schülerhaft, freif, im schlecht sitzenden Rodanzug, den Kopf vornübergeneigt, folgt ihm ein jugendlicher Predigtsamtkandidat. Edig sind seine Züge und ausdruckslos; ein Kind des Dogmas, macht er mit seinen schülerhaften Bewegungen einen Eindruck, der schon an und für sich die Herzen der teilweis sturm- und wetterflehrenen Männer nicht gewinnen könnte. Aber er will ja auch nur eine Probepredigt halten. Mit seinen mühsam eingepaukten Redewendungen und Bibelsprüchen will er sich vor geduldbigen Handwerksburschen auf sein Handwerk vorbereiten. Mehr soll es nicht sein! So machen denn seine Hörer auch recht lange Gesichter, als er sich feierlich auf den Stuhl setzt, sanft die Bibel auf den Tisch legt und nach einem gemessenen „Guten Abend“ mit gefalteten Händen das Orgelspiel des Hausvaters erwartet. Und dieser, ein Mann mit einem Christusgesicht und frommem Augenausschlag, schlägt leise das Harmonium auf, spielt ein kleines Vorspiel, und spricht dann die erste Strophe zeilenweis vor, die dann von der Allgemeinheit gesungen wird. Seine Stimme ist salbungsvoll und klingt in jenes verächtliche Singen aus, für das der Volksmund eine treffende Parodie kennt: „Und es war um die Zeit, als die Spree brannte...“

Und dann spricht der Herr Kandidat. Gleich zu Anfang stolpert er über einige falschgeknüpfte Wortverbindungen, seine Dialektik kommt ins Stocken. Auf seinen blaffen Wangen erdemeinen zwei hochrote Flecken; mit starren Augen bohrt er seine Blicke in ein gegenüberhängendes Kaiserbild. Aber er kommt weiter. Einige mythische Stillwendungen bringen ihn immer wieder über gefährliche Stellen, und schließlich, bei der weiteren Auslegung des zugrunde liegenden Bibelspruchs, wird er fäufelst. Er spricht glatt sein Pensum herunter. Freilich, seine Hörer bleiben kühl bis ans Herz hinan. Weder Vogt noch Herzenswärme fesselt ihre Aufmerksamkeit, und je mehr der Kandidat ins Feuer kommt, desto fremder und unverständlicher werden seine Ausführungen. Sie alle haben das Gefühl, nur ein vom religiösen Bahu Befangener könnte davon begeistert werden. Und doch zuckt und schreit es in den Herzen der unglücklichen Männer nach Verständnis, nach Hilfe und echtem Trost. Aber der junge Mann, der eben die Schulbank verlassen hat, wie kann er die heimlichen Fäden finden, für die das Verständnis eines schicksal kundigen Mannes gerade recht wäre...

Der Hausvater greift in die Tasen; schwach setzt der Chor ein. Mit gewaltigem Vah kommt der Bijebos zu Hilfe, und schlecht und recht wird das Lied zu Ende geleiert. Kaum hat der Kandidat Zeit gehobt, sich mit einer leichten Kopfbewegung zu verabschieden, so schnell sind die aufatmenden Handwerksburschen in den Hausflur zu den Schlafsälen gepollert. Nur einer, ein anständig gekleideter blutjunger Mensch, geht einigemal unentschlossen hin und her und wendet sich dann an den Hausvater. Er ist ein Kaufmann, stellenlos, und hat viele Nächte schlaflos auf der Straße zugebracht, ehe er sich auf die Herberge gewagt hat. Nun ist ihm auch der letzte Pfennig ausgegangen. Er zieht seinen Ueberzieher aus, krämt sich

einen Pfandschein aus der Tasche und bittet den Hausvater, ihm eine Suppe und Schlafen bis morgen zu kreditieren. Seine Mutter würde ihm gewiß etwas schiden. Doch jener zuckt die Achseln: „Da müssen Sie ins Asyl für Obdachlose gehen, ich lasse mich darauf nicht ein!“ Und dabei bleibt er, trotz allem Bitten und Flehen, zeigt ihm die Tür und dreht ihm den Rücken. Der Aermste wartet noch einen Augenblick, und als er sieht, daß es nichts nützt, zieht er wieder hinaus auf die Straße, wo ihn der tosende Frühlingsturm mit kalten Regenschauern bis auf die Haut durchräßt. Drinnen aber ladet der Hausvater freundlich den Herrn Kandidaten zum Feierbraten.

G. Sch.

Die Kinematographen-Schaustellungen, wie sie sich mehr und mehr entwickelt haben, unterzieht Avenarius im Kunstwart einer sehr berechtigten Kritik. Die Technik als solche, führt er aus, könnte ein köstliches Mittel der Volkserziehung im besten Wortsinne sein, und als sie begann, sah es fast aus, als wollte man sie in rechter Weise benutzen. Da gab es Naturbilder, die wirklich schön waren, ich erinnere mich z. B. an Aufnahmen von der Meeresbrandung an einer Felsenküste; es war, als küstete aus ihr ein Hauch der Seele den Saal. Auch die Aufnahmen aus dem Tier- und Menschenleben gaben wirklich Schönes; wie herrlich zeigten sich die Pferdeleiber beim Nahen einer Reiterabteilung, wie verrieten die Aufnahmen von der Lokomotive des Zuges erstreckend in das Hinführen durch die Landschaft, wie köstliche Idyllen brachten die Aufnahmen spielender Kinder, die sich unbelauscht glaubten! Mit meinem Vorschlag, die Entwicklung des Kinematographen in dieser Richtung auszubauen, und wenn man einmal „spielen“ wollte, durch Zusammenfassung zeitlich entfernter Aufnahmen etwa das Aufblühen von Blumen, das Wachstum von Tieren, das Fortschreiten von Bauten, den Wechsel der Jahreszeiten in der Landschaft zu zeigen, bin ich aber bei den Herren Geschäftemachern vorläufig noch gründlich durchgefallen. Die Naturaufnahmen verschwanden mehr und mehr zugunsten alberner „Arrangements“ von Schauspielern dargestellt, ja genannt „humoristischer“ oder „sensationaler“ Szenen, deren Komödianterie den Menschen von Geschmack langweilte oder abstieß. Und jetzt sind wir bereits bei der Spekulation auf sabbatische Triebe angelangt. Lesen wir darüber den folgenden Bericht aus dem „Berliner Lokalanzeiger“: „Die Internationale Kinematographen- und Lichteffekt-Gesellschaft m. b. H. in Berlin hat vor einiger Zeit ein Preisaussehreiben für neue, sensationelle Filme erlassen. Den ersten Preis trug eine Bilderreihe davon, die den vielversprechenden Titel führt: „Ein Volksgericht im Mittelalter“ oder: „Die Zeit des Schreckens und des Grauens“. Dargestellt wird darin die Geschichte eines Bürgermädchens, das ein Mitter aus Rache für die Abweisung seiner unehrenhaften Anträge als Hefe denunziert hat. „Ein Hexengericht findet statt, die ganze Schreckensammer der Folterkammer wird mit liebevoller Naturtreue vorgeführt, zuletzt erfolgt die Verbrennung des Opfers auf dem Scheiterhaufen. Schon schlugen die Flammen höher und höher... Die unglückliche windet sich unter entsetzlichen Qualen — verohrt hängt schließlich ihr Leidnam auf dem Scheiterhaufen.“ Die Firma, die diesen „Schauerroman ohne Worte“ vertreibt, kann bereits triumphierend bekannt machen: „Anerkennung über Anerkennung, Order auf Order war bis heute das Resultat dieser Aufnahme! Angezählte Exemplare dieses Films wurden geliefert. Ein Jugend erlen Manges!“ Scheint es überflüssig, auf die Gefahr solcher volksverrohenen, dem niedrigsten Sensationsstiel dienenden Schaustellungen hinzuweisen? Und so wären wir auf dem schönsten Wege, die Kinematographenbilder zu einer Art sichtbarer Kolportage-Schaudromane sich entwickeln zu sehen — wenn wir uns das auf die Dauer gefallen ließen.

Aus dem Gebiete der Chemie.

Vom Eiweiß. Unter allen Substanzen, die der Chemiker auf ihre Zusammensetzung zu erforschen trachtet, ist es besonders eine Gruppe von Körpern, die ihn heute ganz besonders beschäftigt, das ist die Gruppe des Eiweißes. Gehört doch das Eiweiß zu den Bestandteilen, die keinem lebenden Wesen fehlen, sei es Tier oder Pflanze, sei es der einfache einzellige Plasmatkörper eines Infusoriums oder das höchst entwickelte Wesen, das wir kennen. So finden wir in der ganzen belebten Natur, und ausschließlich in dieser, das Eiweiß. Kann es da Wunder nehmen, daß es ein Problem ganz eigener Art ist, das die moderne Wissenschaft augenblicklich in besonders hohem Maße beschäftigt, diesem Körper auch wie schon so manchen anderen, den uns bis vor kurzer Zeit nur die Natur geliefert hat, im Laboratorium aus seinen einzelnen Teilen oder den Elementen aufzubauen? Doch noch ist man sehr weit von der endgültigen Lösung dieses Problems entfernt, wenn es auch, wie im folgenden gezeigt werden soll, schon gelungen ist, der Natur auf manchem Gebiete ihr Geheimnis abzulanschen, so daß es uns möglich geworden ist, einzelne Bausteine des Eiweißmoleküls auf künstlichem Wege herzustellen.

Im gewöhnlichen Leben versteht man unter „Eiweiß“ wohl hauptsächlich die weiße gallertartige Masse des Eihnerweisses. Dieses Eiweiß, das alle charakteristischen Merkmale der ganzen Gruppe der Eiweißkörper trägt, hat ihr den Namen gegeben. Alle diese Körper stehen sich in ihrem Verhalten außerordentlich nahe, zeigen aber doch in verschiedenen Punkten scharfe Unterschiede, was an manchen Farbenreaktionen leicht zu erkennen ist. Bekannt ist, daß das Eihnerweiss beim Kochen gerinnt, diese Eigenlichkeit

zeigen alle Körper dieser Gruppe, nur ist die Temperatur, bei der sie fest werden, „gerinnen“, oft eine verschiedene. Es ist daher möglich, die verschiedenen Eiweißarten derart zu trennen, daß man sie zuerst auf eine Temperatur z. B. 40 Grad erhitzt, das ausgefallene Eiweiß abfiltriert und die erhaltene klare Lösung auf 60 Grad erhitzt, wobei von neuem eine Ausscheidung von Eiweiß stattfindet, das aber anderer Zusammensetzung ist wie das zuerst ausgefallene. Außerdem gibt es noch verschiedene Säuren, z. B. Essigsäure, die das Eiweiß zum Gerinnen bringen; hierauf gründet sich ein Verfahren, um das Eiweiß, das bei krankhaften Fällen sich im Harn zeigt, aus diesem abzuscheiden und zu untersuchen.

Der chemische Bau dieser großen und für das Leben jedes Wesens so überaus wichtigen Klasse von Eiweißkörpern ist nach der Anzahl der in ihnen enthaltenen Grundstoffe äußerst einfach; denn wir finden bei der Untersuchung stets nur Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff und manchmal, doch nicht immer, Schwefel, Phosphor und Spuren von Eisen.

Sehen wir jedoch jetzt zu, wie diese Elemente miteinander verbunden sind, so stoßen wir auf Grenzen, die unserem Können bis jetzt gezogen sind. Da uns das Eiweißmolekül ja selbst noch nicht zugänglich ist, haben sich die Chemiker unserer Tage besonders mit den Zerfalls- oder Spaltungsprodukten des Eiweißes beschäftigt, indem sie von dem Standpunkt ausgehen: Wissen wir erst, was bei der Spaltung des Eiweißes entsteht, können wir erst die einzelnen Zerfallsprodukte fassen, so wird es uns auch mit der Zeit wahrscheinlich gelingen, von unten herauf, zu dem Eiweißbau selbst zu gelangen, indem wir versuchen werden, aus diesen Zerfallsprodukten wieder den ursprünglichen Körper aufzubauen.

Zu der Untersuchung der Zerfallsprodukte standen zwei Wege offen, die auch beide mit großem Erfolge betreten worden sind: einmal die Zerlegung des Eiweißes auf rein chemischem Wege durch Spaltung unter Zusatz von Säuren, Alkalien usw.; das zweitemal ein physiologischer Weg, d. h. man sieht zu, was der lebende Körper aus dem zu seiner Nahrung eingeführten Eiweiß macht und versucht die Produkte, in die die einzelnen Organe des Körpers, der Magen, der Darm usw. das eingeführte Eiweiß zerlegen, abzusondern und zu untersuchen.

Die Endprodukte der Spaltung des Eiweißes sind mit den Namen Aminosäuren belegt worden, d. h. es sind Säuren, die in ihrem Aufbau einerseits sehr der Essigsäure, andererseits der Oxalsäure ähneln, die aber eine ganz bestimmte Gruppe, den Ammoniakrest, enthalten, und die deshalb sowohl noch die Eigenschaft als Säuren wie auch die als Basen haben. Vertreter dieser Art finden wir in der Chemie sonst selten, und es ist wohl ziemlich sicher, daß hierauf ein großer Teil ihrer Bedeutung für den Stoffwechsel beruht. Diese Aminosäuren sind noch bei jeder Eiweißspaltung aufgetreten, auch bei jeder Fäulnis, die im Grunde auch nur eine Eiweißspaltung ist, bewirkt hauptsächlich durch Bakterien, Mikroorganismen (kleinste Lebewesen). Die Aminosäuren müssen deshalb einen äußerst wichtigen Baustein des Eiweißes selbst bilden. Es war daher von äußerstem Interesse, diese Gruppe von Körpern, deren einzelne Vertreter zum Teil schon sehr lange bekannt waren, künstlich darzustellen, und dieses Problem hat die Chemie in hervorragender Weise gelöst. Wohl alle je im Körper bis jetzt gefundenen Aminosäuren sind synthetisch dargestellt worden, wenn auch oft mit ziemlichen Schwierigkeiten.

Doch die Untersuchungen sind hierbei nicht stehen geblieben. Besonders der Berliner Gelehrte Emil Fischer hat durch seine mit äußerster Feinheit und Genauigkeit ausgeführten jahrelangen Untersuchungen einen Wegweiser auf diesem Gebiete gezeigt. Er hat, wie man sich technisch ausdrückt, verschiedene dieser Aminosäuren „gekuppelt“, d. h. sie miteinander zu einem Atomkomplex verbunden, wobei Wasser austritt.

Diese Operationen, das „Kuppeln“ von Aminosäuren, hat er mit einer ganzen Reihe — so hat er zwei, drei, vier bis fünf solcher Aminosäuren miteinander verbunden — vorgenommen und so Körper erhalten, die er Polypeptide genannt hat. Diese Polypeptide nun zeigen einige ganz charakteristische Eiweißreaktionen, wenn sie auch selbst noch lange kein Eiweiß sind. Immerhin ist damit der Weg in gewisser Richtung gezeigt, auf dem man vorwärtsschreiten kann, langsam, mühevoll, aber doch erfolgreich.

Dieser rein chemischen Methode steht noch die oben bereits erwähnte physiologische gegenüber. Bei den Untersuchungen, die bei lebenden Tieren angestellt wurden, lernte man zuerst die Wirkung der „Fermente“ kennen, die für die Ernährung und den Stoffwechsel eine ganz außerordentlich große Rolle spielen. Im Magen und einzelnen Drüsen des Körpers, man kann wohl sagen, fast in jedem Organ, besonders im sogenannten „Pankreas“ finden wir Körper, „Fermente“ oder „Enzyme“ genannt, die die ihnen zugeführten Materien, sei es Eiweiß, Fett, Zucker, Stärke usw. spalten und zwar derart, daß auf jeder dieser Gruppen nur immer ein Ferment wirkt, daß z. B. das Ferment, das Eiweiß im Magen spaltet, nur auf Eiweiß wirkt, nicht aber auf Fett usw. Ueber die Natur dieser „Fermente“ selbst ist nichts näheres bekannt. Man vermutet in ihnen selbst Eiweißkörper, doch ist es bis jetzt überhaupt noch nicht gelungen, ein solches rein darzustellen. Immerhin haben wir aus den einzelnen Organen die in ihnen wirkenden Fermente, wenn auch in unreinem Zustande, isolieren können, und können daher nun ihre Wirkung beobachten, wenn wir z. B. einen Stück Fleisch mit diesem Ferment versehen und es bei Körpertemperatur erhalten, wobei die Eiweißkörper, aus denen das Fleisch hauptsächlich besteht, durch das Ferment gespalten werden. Diese Spal-

lungsprodukte lassen sich nun ihrerseits fassen, und man hat hierdurch einen neuen Weg, die Bausteine des Eiweißes zu erforschen. Diese Fermente wirken also stets nur auf eine bestimmte Gruppe von Körpern; das Eiweiß wird z. B. im Magen in die sogenannten Albumosen verandelt; diese Umwandlung vermag nur das Magenferment. Dasjenige Ferment nun, das im oben schon erwähnten Pancreassaft enthalten ist, spaltet diese Albumosen erst weiter auf. Emil Fischer hat von den Fermenten die äußerst treffende Beschreibung aufgestellt, daß das Ferment zu dem Körper, den es spalten soll, passen müsse wie ein Schlüssel zum Schloß. Es ist auf diesem Wege gelungen, verschiedene Körper in gutem und reinem Zustande zu erhalten, die auf künstlichem Wege noch nicht hergestellt werden konnten. So müssen also beide Wege Hand in Hand gehen, um zu erfolgreichen Resultaten zu führen.

Selbst wenn es einmal gelingen sollte, einen Eiweißkörper künstlich darzustellen, wird er wahrscheinlich für den menschlichen Gebrauch vorläufig doch nicht verwendbar sein, weil er viel zu teuer wäre. Aber die Wissenschaft würde unendlichen Gewinn daraus ziehen, und manche allgemeinen Folgen würden sich ergeben, wie noch stets die Erfolge der Wissenschaft in letzter Linie der Allgemeinheit zugute gekommen sind.

Notizen.

— Als nächste Premiere des Deutschen Theaters wird „Der Gott der Rache“, Schauspiel in 3 Akten von Schalom Asch, am Dienstag, den 19. März, aufgeführt werden.

— Im Lessing-Theater werden am Sonnabend, den 16. März, „Die Sühnen der Gesellschaft“ aufgeführt. Es ist das achte Jhsen-Werk, das Brahm im Lessing-Theater in drei Jahren herausbringt.

— In der Münchener Jahresausstellung 1907 im Glaspalast wird der gesamte künstlerische Nachlaß des verstorbenen Meisters Wilhelm von Diez ausgestellt werden.

— Ernst Haedel, der kürzlich der weimarischen Erzellenzverleihung nicht entgegen konnte, wurde aus Anlaß seines goldenen medizinischen Doktorjubiläums vom Senat der Universität Jena eine lateinische Glückwunschtafel überreicht. (Warum keine deutsche?) Die Tafel feiert in berebten Worten die großen Verdienste des Jubilars um die biologische Wissenschaft und um die Universität Jena; sie würdigt zugleich seine Bedeutung als Schriftsteller, als künstlerischer Interpret der Schönheiten der Natur und als Führer zu neuen Aufgaben des Kunstgewerbes, dem er bis dahin ungeahnte Formensätze erschloß.

— Die Siebenhundertjahrfeier des Sängerkrieges auf der Wartburg. Der 700. Geburtstag der heiligen Elisabeth wird selbstverständlich festlich „begangen“ werden. Minnesängerzug in Theaterummerei, jambische Festspiele, szenische Darstellung des Rosenwunders, Reden, Telegramme . . . Damit sucht man in Deutschland Kultur vorzutauschen.

— Amerika in der Welt voran. Nach der Statistik des Zensusbüreaus in Washington waren am 1. Januar 1907 3 400 000 Telefone in den Vereinigten Staaten in Betrieb — gegen 1 485 784 in ganz Europa. Die Privatgesellschaften, in deren Händen das Telephonwesen liegt, hatten dabei 131 378 000 Nettoeinnahmen.

— Der tiefste und der höchste Punkt in den Vereinigten Staaten hat nach den neuesten Messungen festgestellt, daß die tiefste Bodensenkung in der Union im Todeslial in Südkalifornien mit 276 Fuß unter dem Meeresspiegel zu finden ist. Merkwürdigerweise ist nicht weit davon entfernt (nur 75 englische Meilen) die höchste Bodenerhebung in den Vereinigten Staaten, der Mount Whitney, vorhanden. Dieser Berg erhebt sich 14 500 Fuß über den Meeresspiegel.

— In vierzig Tagen um die Welt. Jules Verne's „Reise um die Welt in achtzig Tagen“, deren kühner Plan vor noch nicht allzu langer Zeit ungläubiges Erstaunen erregte, ist heute weit überholt und muß für einen Weltreisenden, der es eilig hat, als äußerst langsame Vergnügungsfahrt gelten. Der englische Journalist z. A. Madenzie stellt fest, daß man heute nach Wiedereröffnung der sibirischen Eisenbahn und nach Verbesserung der Dampferlinien der Canadian Pacific-Gesellschaft ganz leicht in vierzig Tagen den Erdball umkreisen und zu dieser Tour kaum 2000 M. nötig hat. Die Reise geht in vier Abzügen von London nach Moskau in 2 1/2 Tagen, von Moskau nach Wladivostok in 13 Tagen, von Wladivostok via Fuzuga nach Jolohama in zwei Tagen, von Jolohama via Vancouver nach London in 21 1/2 Tagen, so daß man noch einen Tag zum Ausruhen behält. Fährt man erster Klasse, so kostet die Fahrt von London über Moskau nach Wladivostok 1000 M., wobei das Essen mit eingerechnet ist, von Wladivostok nach Jolohama etwa 160 M. und von Jolohama nach London 1300 M. Wer aber bescheidene Ansprüche hat, zweiter Klasse fährt, und einfacher lebt, kann von London nach Wladivostok für 500 M. und von Jolohama nach London für 740 M. gelangen, so daß ihn der ganze Ausflug nicht mehr als 1600 M. kostet.